

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 48

Artikel: Gold an Bord! [Schluss]
Autor: T'Serstevens, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GOLD

an Bord!

ROMAN VON A. T'SERSTEVENS
Berechtigte Uebersetzung von Marcel Gollé

(11. Fortsetzung und Schluß)

Copyright 1937 by Albin Michel, Paris

Der «Cristobal» lag kaum hundert Meter vom Ufer entfernt. Sie legten gleich darauf am Schiffe an. Tovar stieg zuerst hinauf. William befestigte die Kette des Walfischbootes neben dem kleinen Beiboot, stieg das Fallreep des Hinterdecks hinauf und traf den Kapitän auf dem Spardeck.

«Bevor Sie etwas anderes anpacken», bemerkte dieser, «müssen Sie in den Kesselraum runter und die Feuer wieder in Gang bringen. Kontrollieren Sie auch den Dampfdruck. Wir brauchen das Bratspill, um die Arbeit zu beginnen.»

«Sie sind also definitiv entschlossen, das Schiff zu verlassen?»

«Definitiv entschlossen!»

«Glauben Sie nicht, wir sollten den Versuch machen, es zu behalten?»

«Sie legen es darauf an, mich zu ärgern!» schrie Tovar und drehte ihm den Rücken.

Er schaute auf die Rubia, die am Ufer stand und immerfort mit ihrer Schärpe winkte. Es fuhr ihm durch den Sinn, wie schön es wäre, sie jetzt auf diesem heißen Sande zu liebkosen...

«Wir treffen uns nachher wieder hier!» bemerkte er zu William.

Er trat in den Salon. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, er verspürte einen Druck im Magen, und die Gelenke taten ihm weh. Um ins Gleichgewicht zu kommen, goß er sich zwei große Glas Whisky ein.

Durch die Bullaugen sah man, wie schwere, dunkelgrün schimmernde Wolken langsam über dem Palmenhain heraufzogen. Ihre merkwürdige Färbung sah unheimlich aus. Bei dem Gedanken, daß der Sainos unter der Drohung dieses Unwetters in einem überfüllten Fahrzeug auf offenem Meere dahinfuhr, entfuhr ihm ein dumpfer Fluch: «Me cago en...!»

Er trank noch ein Glas, nahm seine Gerte und ging auf das Spardeck zurück, um auf William zu warten. Er war ganz paff, ihn noch an der gleichen Stelle zu finden... Dieser lehnte sich genächlich gegen die Tür der Küche, eine erloschene Zigarette zwischen den Lippen.

«Sie haben nicht zufällig ein Streichholz?» meinte er zu Tovar.

«Was ist denn los? Und die Kesselfeuer?» fragte dieser und reichte ihm sein Feuerzeug.

Der andere lächelte tückisch. Er zündete sich unständig seine Zigarette an und gab das Feuerzeug mit der Bemerkung zurück:

«Die Feuer, hm, die brennen so gut sie können...»

«Was sagen Sie da?» Die Zornesader auf der Stirn Tovars schwellte.

«Ich sage, daß das keine Arbeit für mich ist. Ich bin kein Heizer. Wenn's Sie interessiert, machen Sie's selber!»

«Leutnant Dupuis», entgegnete Tovar und nahm sich gewaltsam zusammen, «ich brauche Ihnen nicht zu sagen, ob's mich interessiert oder nicht. Meine Interessen sind die gleichen wie die Ihrigen. Aber Sie sind der zweite Offizier, und ich bin der Kapitän, verstehen Sie mich! Ich befehle Ihnen, in den Maschinenraum hinunterzugehen...»

«Kapitän!» hohnlächelte William, «nette Sorte von Kapitän! Wenn ich mich auf Sie hätte verlassen wollen, als Sie Ihre Tage und Nächte mit der Señora verbrachten... Kapitän!... Der Titel stand Ihnen meinestwegen noch zu, als Sie diese feine Sorte von Mannschaft unter sich hatten! Aber jetzt, Oberst Tovar, sind wir weiter nichts mehr als Verbündete, die Helfershelfer in einem guten oder schlechten Unternehmen... und von Ihnen hab' ich keinerlei Befehle zu empfangen!»

«Leutnant Dupuis», grollte Tovar, «überlegen Sie sich genau, was Sie sagen!»

«Oh! was ich sage, stimmt schon, höhö!» spottete William in frechem Tone, «ich hab's satt mit Ihren Drohungen. Mit Ihrem großen Mundwerk bringen Sie alle Welt um, und in Wirklichkeit rühren Sie niemand an!»

«Hijo de perra!» brüllte Tovar, «du sollst mal sehen, ob ich hier der Herr bin!»

Und er sprang auf den andern zu.

«Romerol! Romerol!»

Die Stimme Ediths klang, seltsam verändert, dicht neben dem Schiffe aus dem Wasser herauf.

Er ließ den Arm mit der erhobenen Gerte sinken und

beugte sich über die Brüstung, während William, verächtlich die Achseln zuckend, nach dem Balkon ging.

Die Rubia schwamm den Schiffsrumpf entlang. Sie war nackt, und ihre aufgelösten Haare fluteten um sie her. Ihr zierlicher Körper schien über der unterseischen Landschaft zu schweben. Beim Erscheinen Tovars tauchte sie plötzlich in die Tiefe. Das Wasser war so durchsichtig klar, daß er sie zwischen den hohen Korallenwucherungen schwimmen und durch ihre Verästelungen gleiten sah... ein magischer blauer Schimmer spielte über ihrer Haut, und ihre Haare umgaben den Kopf wie ein Kranz blondfarbiger Algen. Als sie wieder an die Oberfläche kam, hielt sie einen Polyp in der Hand, der so kraus war wie eine Chrysantheme. Bestürzt rief er ihr mit rauher Stimme zu:

«Edith, ich fleh' Euch an! Nehmt Euch doch in acht!»

Sie lachte, auf dem Rücken schwimmend... ihre jungen Brüste berührten den Wasserspiegel, und ihr ganzer Körper war wie der eines Goldfisches, von schillernden Farben überzogen.

«Edith! Mein Lieblich! Kommt sofort an Bord herauf!» Anstatt auf ihn zu hören, begann sie auf das offene Meer hin zu schwimmen, immer noch auf dem Rücken, als ob sie sich der Liebkosung des Meeres darbot. Tovar folgte ihr mit den Blicken, und eine fast naive Angst malte sich auf seinen Zügen, wie wenn er jeden Augenblick den scharfgezackten Leib eines Haifisches auftauchen sehe. Seine durch das Trinken überhitzte Phantasie sah die Lagune plötzlich voll von diesen gefräßigen Scheusalen. Als die Rubia am Strande endlich aus dem Wasser herauskam, begann er nervös zu lachen, als wäre er blödsinnig geworden.

Sie verweilte auf dem sandigen Strande noch einen Augenblick und gab sich daran, ihr nasses Haar auszuwringen... sie war köstlich anzuschauen, wie sie da stand und ihren jungen Körper wie ein schlankes Bäumchen bog. Aber als sie mit einem Male ihren Kopf hob, bemerkte sie einen Menschen auf dem Schiff; sie stieß einen Schrei aus, mehr in einem Gefühl des Ekels als der Scham, und entfloh unter die Palmen.

Er war der Richtung ihres Blickes gefolgt. Da sah er William am Ende des Spardecks, der mit einem lachenden Grinsen dieses nackte Bild betrachtete. Tovar wurde von einer durch die Eifersucht verzehnfachten Wut gepackt, die ihn wie ein Sturm mit sich riß. Mit erhobener Gerte stürzte er sich auf den Obersteuermann:

«Warte, du verd... Unglückshund! Dir werd' ich beibringen, wie man die Frau der andern beglitzt!»

Und zweimal schlug er ihm mit der klatschenden Gerte mitten ins Gesicht. William stieß einen Wutschrei aus und duckte sich zusammen, um ihn anzuspüren. Tovar hatte die Gerte geworfen und wartete, den Kopf in die Schultern gezogen, die Fäuste geballt. Innerhalb des engen Raums des Balkons konnten sie nur Aug' in Auge aufeinander losgehen. Ein Schweigen entstand, das dumpfer und schwärzer war als der finstere Himmel über ihnen. Auf der leichenblauen Wange des Obersteuermanns zeichneten sich die Schläge mit zwei parallelen, fast blutig aussehenden Striemen ab.

«He, was nun?» grinste Tovar, den weißen Speichel in den Mundwinkeln, «das läßt du dir gefallen?»

Der andere, dem das Kinn vor Aufregung zitterte, starrte ihn mit blutunterlaufenen Augen an und zögerte. Er wußte genau, Tovar war stärker als er und schoß auch besser. Gleichviel, ob er sich auf diesen rohen Kerl stürzte oder ob er einen Griff nach der Tasche wagte: er war im voraus sicher, niedergebott zu werden oder eine Kugel in den Leib zu bekommen. Er suchte nach einem wunden Punkt in diesem Menschen, aber er fand nichts an diesem mächtigen, muskelstarken Körper, nichts in diesem mittellosen Auge. Da, mit einem Male wußte er, wo er ihn mitten ins Herz treffen, wo er seinen Stolz tödlich verwunden konnte... ha, wie lange wußte er's eigentlich schon! Ueber seine Eigenliebe, die ihn bislang zurückgehalten hatte, siegte der blinde Zorn, und mit gellender, brutaler Stimme, welche die Worte wie ebenso viele Messerstiche dem Gegner beibrachte, schrie er:

«Die Frau der andern, ja's stimmt! Die Frau von a 11 den anderen!! Alle Welt kennt sie doch, deine Frau da! Es sind ihrer mehr denn fünfzig, die sie so nackt da gesehen haben!»

Der Schlag hatte gesessen. Wie war es möglich, daß er dieses Ungeheuerliche zu sagen wagte, in dieser Minute, im Angesichte dieser Drohung!

«Querco! puerco de chulo!» stöhnte Tovar, der sich verzweifelt gegen eine fürchterliche Enthüllung wehren wollte, «das wagst du zu sagen!... Bei deinem Leben: es ist nicht wahr!!»

In diesem schrecklichen Augenblick gab es zwischen den beiden Männern keinen Streit mehr um die goldene Beute, noch um das Schiff oder eine Gefahr, zwischen ihnen gab es nur noch ein Weib. Und vor ihrem Geiste stand es mit seinem Körper, seiner sinnbetörenden Schönheit.

«Bei meinem Leben: es ist wahr!» schleuderte William ihm entgegen, und ein bitterer Jubel schwellte ihm die Brust. Geh alle die fragen, welche die Dienerin Pilar für ihre saubere Herrin im Hafenviertel zusammengeholt hat!»

«Pilar!» stöhnte der Mann, der in diesem Moment nichts mehr war als eine Leidenschaft, die in tausend Trümmer bricht.

«Ja freilich, Pilar!» fuhr der andere weiter, fortgerissen von seiner Wut und dem teuflischen Vergnügen, den Widersacher zu Boden zu schlagen. «He, du glaubst also, daß Pilar für ihre eigene Rechnung arbeitete? Du bildest dir ein, daß diese schöne Rubia nicht genau wußte, was sie in Guayaquil treiben wollte?»

«Schweig, du verd... Schweinehund, schweig!» schrie Tovar, keuchend wie ein getetztes Wild.

«Haha, du bist ein dummstolzer Gimpel mit deiner Eifersucht. Wenn ich sage: fünfzig, so spreche ich nur von denen, die ich selber kenne! Wer von uns Seeleuten wußte etwa nicht Bescheid? Man gab sich unter Augen-zwinkern das pikante Geheimnis weiter von der schönen Amerikanerin in Guayaquil, die sich die jungen Offiziere leistete, wenn sie nicht andere Liebhaber vorzog, ganz besonders die ekelhaftesten Kerle von Matrosen, genau so muskulös und dreckig wie du!!»

Tovar war gegen die Brüstung zurückgesunken. Plötzlich schienen seine vierzig Jahre ihn alt zu machen, und sein aufgedunsenes Gesicht war von den gelben Flecken übersät, die man bei Trunkenbolden bemerkt. Sein breiter Mund hatte keine Farbe mehr. Er atmete keuchend, als ob er eine ungeheure, zermalmende Last auf den Schultern trüge.

Der andere gefiel sich darin, ihn mit abscheulichen Bildern zu martern. Dieser seit dem ersten Tage angehäufte Haß strömte in gemeinen Ausdrücken über:

«Haha, der Patio in Guayaquil und der Diwan mit seinem Leinenbezug! Was haben die wohl gesehen!... Und die kleine Pilar, was hätte die erzählen können, denn sie war mit dabei!»

Er berauschte sich an seiner eigenen Niedrigkeit, er verlor mit einem Male jede Kontrolle über sich selbst... er wurde jetzt ein Mensch, der genau so feig und so schmutzig war wie die anderen.

«Und ich?» prustete er und schlug sich prahlend auf die Brust. «Was denkst du wohl, warum ich in Guayaquil an Land gegangen sei? Wegen diesem Gold?... Aber ich dachte ja nicht mal dran! Sie allein hat diesen Streich ausgeheckt!... Vielleicht um die Bekanntschaft eines Gangsters zu machen, wie du einer bist?... Geh mir doch! Ich kam ihretwegen hin, einzig und allein ihretwegen, verstehst du mich... sie lockte mich, die... die... ja, so eine ist sie, wie die anderen!»

Ein Sturm von Bildern und halbvergessenen Worten zog vor dem Geiste Tovars vorüber: der Diwan, das Opiumservice, das betretene Wesen Williams, Pilar, welche die Hafenuais abstreifte, gewisse Worte und Blicke Ediths, diese Verachtung anderer, die man bei Frauen findet, die ein wüstes Leben geführt haben und sich dann rehabilitieren möchten... Es war demnach wahr, man fühlte es instinktiv: es mußte wahr sein!... Dieses Weib, das er liebte, nicht wie ein Spielzeug, das ihm andere Frauen gewesen waren, nein: wirklich, blindlings, mit einer Leidenschaft, die sein ganzes Sein und Leben ausfüllte... dieses angebetete Weib war also das... das... das!!

«Du also auch!» grollte es wie ferner Donner in seiner Stimme, und mit einer ungeheuren Anstrengung straffte er sich in die Höhe.

Vor diesem Manne da, der plötzlich wieder zu sich kam, empfand William eine instinktive Scham über die Gemeinheit, die er gegen ihn begangen hatte. Er wandte den Kopf zur Seite, zuckte mit den Schultern, und seine offenen Hände schienen zu gestehen: Das bin ich nun, ein ehrloser Lump!

Tovar unterdrückte einen Schrei der Empörung. Mit der ganzen Breite seiner mächtigen Gestalt versperrte er den Balkon.

«Deinen Revolver!» befahl er.

Er wachte auf, erbarmungslos gegen sich selbst wie gegen die anderen.

«Deinen Revolver!» befahl er nochmals mit einer Stimme, die noch fester klang.

Er hatte seine Waffe gepackt, er hielt sie mit ausgedehntem Arm, den Lauf gegen den Boden gesenkt. Ein Duell wollte er, ein Duell auf Leben und Tod, das einzige Mittel, was zwischen diesen beiden gegeneinander entsetzten Kreaturen noch übrigblieb. Und William begriff, daß er gegen diesen Menschen, der ein primitives Tier war, nichts mehr machen konnte, und daß er nur die Wahl hatte, zu töten oder getötet zu werden.

«Nimm Abstand!» sagte Tovar mit unheimlicher Ruhe.

Er war nicht nur zu allem entschlossen, er hatte auch sein scharfes, fehlerhaftes Auge wiedergefunden. Er überwachte die geringste Bewegung des Obersteuermanns. Bei der kleinsten Finte würde er ihn über den Haufen schießen.

«Nimm Abstand!» herrschte er ihn noch einmal an, «ich will dich nicht auf solche Weise töten!»

William wich gegen das äußerste Ende des Balkons zurück bis neben die Brücke. — «Steig hinunter!»

Diese Stimme, die ihn so oft in die Knie gezwungen hatte, wirkte auf den Obersteuermann wie ein unwiderstehlicher Druck. Er stieg Schritt für Schritt aufs Deck hinunter, ganz langsam, vor sich die Waffe Tovars, der nicht mit der Wimper gezuckt hatte.

«Fang an!» klang die Stimme, die ihm den Tod ankündigte.

William zog seinen Revolver heraus. Er wußte, daß Tovar weder seinen Platz, noch seine Haltung ändern, und daß er, ohne ihr auszuweichen, die erste Kugel in den Leib bekommen würde, falls sie ihr Ziel erreichte. Aber wenn sie ihn nicht traf, so würde der Gegenschuß seinen Mann nicht verfehlen.

«Wenn du nicht schießt, schieß' ich!» schrie Tovar.

Der andere stand jetzt dicht neben dem Fockmast, der an seinem unteren dicken und massiven Ende noch durch den Sockel verbreitert war, aus dem die Masten zum Aufhissen der Ladung emporragten. Plötzlich, mit einer blitzschnellen Bewegung, warf er sich hinter den Sockel und schoß.

Die Kugel schlug in eine der großen Scheiben des Steuerstands... ihre Scherben stürzten klirrend auf Deck. Ein gräßliches Lachen beantwortete diesen Fehlschuß. Vollständig hinter dem eisernen Sockel versteckt, wagte William nicht, den Kopf vorzustrecken. Er erriet, daß Tovar auf der Lauer stand und er wußte ganz genau, daß eine Kugel dieses Mannes da schneller war, als die schnellste Bewegung. Er wartete.

Das ferne Geräusch der Brandung erfüllte die Stille mit einem unauffälligen dumpfen Donnern.

Er wartete.

Plötzlich sah er Tovar vor sich auftauchen. Er erschien ihm größer als sonst, und auf seiner Stirn leuchtete das Licht eines unbezähmbaren Mutes. Er bot sich ganz offen diesem Tode dar, der ihm ein alter Freund war. William schoß, fast aus nächster Nähe. Dann flüchtete er sich auf das Vorderdeck zu.

Er erreichte gerade die Wadstube, als er hinstürzte, mit dem Gesicht auf den Boden, den Nacken durch eine Kugel zerschmettert.

Tovar, der am Schenkel verwundet war, ging hinkend hin und stieß ihn mit dem Fuße an, um zu sehen, ob er wirklich tot sei.

Ein Windstoß fuhr über die Lagune und bog die Wedel der Palmen zur Seite, von einem Ende des Atolls zum andern. In großen Zwischenräumen klatschten dicke Regentropfen auf das Deck und die Wasserfläche ringsum. Ein fahlgraues Licht fiel wie ein Dämmerlicht aus den Wolkenmassen herunter. — «Romero!»

Eine weiße Gestalt war soeben auf dem Balkon des Oberdecks aufgetaucht. Es war Edith, nackt. Vom Ufer her hatte sie den ersten Schuß gehört. Blitzschnell warf sie sich ins Wasser. Zwei weitere Schüsse krachten, als sie bei dem Schiffe ankam. Sie war in fliegender Eile hinaufgestiegen und nach vorn gerannt. Da bemerkte sie Tovar, der aufrecht neben dem Leichnam des andern stand.

Er sah ihre schlanke und zierliche Gestalt neben der Treppe zum Balkon. Das war nicht mehr Edith, noch die Rubia, sondern etwas ganz anderes, ein Wesen, das ihm nicht mehr gehörte, das ihm niemals angehört hatte, ein Ding, das nicht mal eine Frau war. Ueber das kleine nackte Bild, das sie unter dem trostlos düsteren Himmel darstellte, legte sich langsam ein anderes Bild, das einer bemalten Statue, die zwischen niedrigen Palmen unter dem gewölbten Dach der breiten Wedel stand, von bunten farbigen Lampen beleuchtet. Ihre Brust aus hellem Alabaster zersplitterte unter dem Aufprall der tausenden Kugel... ein schwarzes Loch gähnte...

Da drüben, auf dem Balkon, schwankte die Statue und fiel um.

XII

Archive der Französischen Marine.
Aktenband Oc. Tuam. 1916, Nr. 1302 (Auszug).
Marineleutnant Dubreuil, Kommandant des Aviso «La Zélie», an den Herrn Marinekapitän Cahuzac, Kommandant der Schiffsdivision der Französischen Schutzgebiete Ozeaniens.

Kommandant!

Ich bestätige die Meldung, Geheim-Code N., die ich Ihnen durch Funkspruch vorgestern abend, 1. Juni 16, zugehen ließ, ferner die beiden Meldungen von gestern, 2. Juni, 10 und 17 Uhr, und sende Ihnen hiermit die Einzelheiten, um die Sie mich in Ihrem Funkspruch R 14 N haben ersuchen lassen.

Am 1. Juni, gegen 11 Uhr morgens, passierten wir in der Nähe des Atolls Moko, dessen Lagune der Schifffahrt zugänglich ist. Ich beschloß, eine bewaffnete Schaluppe in diese Lagune zu entsenden, um zu rekognoszieren, ob sie nicht etwa dem von uns verfolgten deutschen Segler als Schlupfwinkel diene.

Ich ließ die Schaluppe mit dem zweiten Maat Tiburce Aldama und zehn Leuten bemannen. Da wir uns in der letzten Stunde der Flut befanden, konnte das Fahrzeug ohne weiteres die Durchfahrt nehmen. Ungefähr eine halbe Stunde später erschien ein Matrose auf dem äußeren Ufer des Atolls und meldete mir durch Signale, daß die Schaluppe soeben einen Handelsdampfer entdeckt habe, der in der Lagune dechreit sei. Ich ließ fragen, ob die Durchfahrt für uns passierbar wäre. Auf die bejahende Antwort ließ ich in Fahrt setzen und fuhr in die Lagune ein, wo die «Zélie» unmittelbar neben dem Dampfer vor Anker ging.

Das Schiff war mitten in einer kleinen Bucht gestrandet, zirka eine Meile von der Durchfahrt und etwa sechzig Klafter von dem inneren Strande entfernt. Es neigte sich leicht gegen Steuerbord. Wie ich seither feststellen konnte, war sein Kiel in einem Korallenmassiv eingeklemmt, und es wurde auf Backbord vielleicht noch von seinen Ketten gehalten, da es bei ausgeworfenen Anker gesunken war. In diesem Augenblick der hohen Flut drang das Wasser auf Steuerbord durch die Ballastporten ein und erreichte die Scherstöcke der Bordwan-

dung. Ich habe übrigens feststellen können, daß die Flut im hinteren Teil der Lagune kaum merkbar war: der Niveaunterschied beträgt knapp sechzig Zentimeter.

Die Inschrift, die das Schiff trug, belehrte uns darüber, daß es sich um den «Cristobal» handelt, den Dampfer, der laut dem Funkspruch des «Panther» vom 24. Mai, im Hafen von Guayaquil von Piraten gekapert worden war. Das Schiff schien verlassen zu sein; ich ließ die Leute der Schaluppe unter meinem Kommando an Bord steigen.

Als wir in den Kapitän-Salon eindringen, entdeckten wir einen Mann, der sich im Zustande völliger Trunkenheit befand. Unser Erscheinen konnte keine Ueberschätzung für ihn bedeuten, denn wir hatten einen ziemlichen Lärm gemacht, ehe wir das Oberdeck betraten. Er wollte uns indes den Weg versperren, und wir hatten gerade noch Zeit, uns auf ihn zu werfen; damit hinderten wir ihn, nach einem Revolver, Modell Colt, zu greifen, den er am Gürtel trug. Er hatte ungewöhnliche Körperkräfte, aber die Trunkenheit beraubte ihn eines Teiles davon. Nachdem wir ihn überwältigt hatten, verfiel er in eine Art von Erstarrung und ließ sich widerstandslos von meinen Leuten abführen.

Nach seinem Abtransport machte mich der zweite Maat auf drei Kofferschubladen aufmerksam, in denen eine Menge Goldstücke lagen. Wie ich Ihnen bereits gemeldet habe, sollten es nicht die einzigen sein.

Ich ging darauf in die Kapitänskajüte. Hier lag, auf dem Bett ausgestreckt, der völlig entblößte Leichnam einer jungen Frau von großer Schönheit. Die Tote trug auf dem unteren Teil der linken Brust eine Wunde, die durch eine Kugel verursacht war und das Ableben herbeigeführt hatte. Dieses lag, laut der Diagnose unseres Schiffsarztes, den ich sofort holen ließ, höchstens vierundzwanzig Stunden zurück.

Neben dem Kopfe der Toten stand eine goldgefüllte Beisetzschale. Eine große Anzahl Goldstücke lag, auf dem Boden verstreut, nahe bei einer offenen Luke, die nach der Lage der Brücke in den Raum für Werfracht führen mußte. Ich ließ Licht bringen und stieg in Begleitung des Doktors und des zweiten Maats hinunter. Der Raum war zu dreiviertel voll von eisernen Tönnchen, von denen zwei aus der Verstaung hervorgeholt worden waren; eines davon war vollständig leer, das andere enthielt noch einige Goldmünzen. Das veranlaßte mich, vier weitere Tönnchen öffnen zu lassen, die ich mit massiven Goldbarren angefüllt fand. Die Meldungen, die ich Ihnen am Tage der Entdeckung selbst und gestern habe telegraphieren lassen, haben Sie schon darüber informiert, auf welche beträchtliche Summe diese seltsame Ladung geschätzt werden muß, wenn alle die Tönnchen Gold enthalten. Dies scheint mir aus dem Bordbuch hervorzugehen, dessen Auffindung ich Ihnen gestern anzeigte. Ich habe es gestern morgen in der Kabine gefunden, die auf den Handelsschiffen gewöhnlich von dem Leutnant belegt wird. Das Bordbuch hat mir die Meldung ermöglicht, daß dieses Gold für Deutschland bestimmt war. Wollen Sie mich gefälligst wissen lassen, ob ich es als Prise nach Kriegsrecht betrachten soll. In Erwartung Ihres Bescheides und in der Befürchtung, daß der Dampfer völlig untergehe, habe ich es als meine Pflicht erachtet, die 238 vollen Tönnchen sowie das andere Gold in Münzen an Bord meines Schiffes zu transportieren, nachdem darüber ein von meinen Offizieren und dem Schiffsarzt gegengezeichnetes Protokoll aufgenommen worden war.

Als wir uns noch in dem Frachtraum befanden, kam einer von unseren Leuten mit der Nachricht, man habe auf Deck, nahe bei der Schanze, einen andern Leichnam gefunden, und zwar den eines ungefähre dreißigjährigen Mannes; ihm war die hintere Schädeldecke von einer Kugel durchschlagen, er trug noch einen Revolver in der Hand.

Ich ließ, zum Zwecke späterer Feststellungen, die beiden Leichen photographieren; diejenige der jungen Frau wurde in ein Tuch eingehüllt. Dann wurden die Toten an Land getragen und sofort beerdigt, da die Hitze eine Aufbahrung nicht gestattete. Meine Leute hatten große Schwierigkeiten, ein Grab zu schaufeln, da der Boden ausschließlich aus sehr hartem Korallengestein besteht. Aus diesem Grunde habe ich mich genötigt gesehen, die beiden Toten in dasselbe Grab legen zu lassen. Ueber der Begräbnisstätte ließ ich einen kleinen Hügel aus Korallen aufhäufen, damit man sie nötigenfalls wiederfinden könnte.

Wahrscheinlich ist das Individuum, das wir bei unserer Ankunft festgenommen haben, an dem Tode des Mannes und der Frau schuld. Der Gefangene muß übrigens selber an einem Bein verletzt sein, denn meine Leute berichteten mir, daß er leicht hinke; indes verlangt er keinerlei Pflege. Auch hat er jede Befragung abgelehnt. Obgleich er mittlerweile schnell wieder nüchtern geworden ist, beharrt er in seinem Stillschweigen und in seiner unnachgiebigen Haltung.

Da ich vermute, es handle sich um diesen Romero Tovar, von dem in dem oben erwähnten Bordbuch die Rede ist, habe ich ihm durch den zweiten Maat Aldama, der aus Guéthary stammt und des Spanischen vollständig mächtig ist, eine ganze Anzahl Fragen in dieser Sprache stellen lassen. Ich selber habe mehrere Fragen auf französisch und englisch an ihn gerichtet. Er hat uns keines Blickes gewürdigt, mit keiner Silbe geantwortet. Er sitzt in der Kajüte, wo wir ihn bewachen, den ganzen Tag unbeweglich neben dem Fenster, dem Meere den Rücken gewendet.

Ende



Guido Looser †

Am 15. November starb erst 45jähriger der Dichter Guido Looser, Professor an der Zürcher Kantonschule. Sein Name als Schweizer Autor hat besten Klang. Loosers erster Roman «Josias Hingabe» wurde von der schweizerischen Schillerstiftung mit einem Preis bedacht, und auch sein zweiter Roman «Die Würde» fand Lob und Beifall aber ernstgemeinten Literaturfreunde. Guido Looser war ein stiller, reiner und edler Mensch, der sich überall da, wo ihm zu wirken beschieden war, in der Schule, am Vortragspult, am Schreibtisch, für Menschenwert und Menschenwürde einsetzte, deren Verkümmern in unserer Zeit beobachten zu müssen, ihn mit tiefstem Gram erfüllte. — Seinem schmalen, aber an Inhalt umso gewichtiger Gedichtbände «Nachglanz» entnehmen wir hier aus einem kleinen Zyklus «An Gott» das nachstehende Bekenntnis:

Dir kann ich alles, alles sagen,
Du wirst mich Armen nicht verschmähen,
Du gabst mir ja die Last zu tragen,
Empfindend durch die Welt zu gehn.

Du gabst mir ein, es zu begreifen,
Daß alles Leben nur nach innen blüht,
Und daß wir sterben, wenn wir reifen,
Ein Meteor, das im Versinken glüht.

M. Guido Looser, écrivain suisse de grand talent et professeur à l'Ecole cantonale de Zurich, vient de s'éteindre à l'âge de 45 ans. Son premier roman, «Le dévouement de Josué», avait été récompensé par la Fondation Schiller.